

Kafkas Tattoo oder Wenn Buchstaben bluten

Ein Essay von Susanne Fritz

aus: Die Horen, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik

„Hinauf in das winzige Zelt von Blau. Writers in Prison /Writers at Risk“

Wallstein Verlag 2016

In Franz Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie“ von 1914 verliert das Wort jede Freiheit und mutiert zum Folterwerkzeug. Die Sprache dient nicht länger menschlichem Ausdruck und zwischenmenschlicher Verständigung. Sie wird auf einen tödlichen Urteilsspruch reduziert, den eine Maschine in den Körper des verurteilten, vollkommen stimm- und wehrlosen Menschen eintätowiert. Die Buchstaben bluten, der Mensch verblutet. In den Händen der Diktatoren und despotischen Machthaber stirbt die Sprache, unsere wichtigste Kulturtechnik. Als Schriftsteller aber glauben wir an die befreiende und emanzipatorische Kraft der Sprache. Wörter und Namen bieten Menschen Zuflucht – gerade in höchster Not. Was aber, wenn Buchstaben bluten?

„Der Reisende hatte Verschiedenes fragen wollen, fragte aber im Anblick des Mannes nur: „Kennt er sein Urteil?“ – „Nein,“ sagte der Offizier und wollte gleich in seinen Erklärungen fortfahren, aber der Reisende unterbrach ihn: „Er kennt sein eigenes Urteil nicht?“ – „Nein,“ sagte der Offizier wieder, stockte dann einen Augenblick, als verlange er vom Reisenden eine nähere Begründung seiner Frage, und sagte dann: „Es wäre nutzlos, es ihm zu verkünden. Er erfährt es ja auf seinem Leib.“ Der Reisende wollte schon verstummen, da fühlte er, wie der Verurteilte seinen Blick auf ihn richtete; er schien zu fragen, ob er den geschilderten Vorgang billigen könne. Darum beugte sich der Reisende, der sich bereits zurückgelehnt hatte, wieder vor und fragte noch: „Aber dass er überhaupt verurteilt wurde, das weiß er doch?“ – „Auch nicht,“ sagte der

Offizier und lächelte den Reisenden an, als erwarte er nun von ihm noch einige sonderbare Eröffnungen. „Nein“ sagte der Reisende und strich sich über die Stirn hin, „dann weiß also der Mann auch jetzt noch nicht, wie seine Verteidigung aufgenommen wurde!“ „Er hat keine Gelegenheit gehabt, sich zu verteidigen,“ sagte der Offizier und sah abseits, als rede er zu sich selbst...“

Auch hundert Jahre nach seiner Entstehung kann man Franz Kafkas Text nicht ohne „Grauen und Entsetzen“ lesen, wie der Verleger Kurt Wolff seinem Autor nach dessen erster Lektüre bekennt. Ein Forschungsreisender folgt der Einladung des herrschenden Kommandanten einer Strafkolonie, „der Exekution eines Soldaten beizuwohnen, der wegen Ungehorsam und Beleidigung des Vorgesetzten verurteilt worden war.“ In einem „tiefen, sandigen, von kahlen Abhängen ringsum abgeschlossenen kleinen Tal“ trifft der Besucher auf den zuständigen Offizier und einen „hündisch ergebenden“ Verurteilten, den man „ganz unnötig in Ketten gelegt“ habe, so zahm und unterwürfig, wie er sich verhalte, man müsse wohl „bei Beginn der Exekution nur pfeifen, damit er käme“, mutmaßt der Reisende. Der Scharfrichter ist abgeschafft. Ein „eigentümlicher Apparat“ übernimmt die Henkersarbeit, kein Mensch muss sich die Hände schmutzig machen. Wir dürfen zuschauen.

Franz Kafka schreibt seine Erzählung „In der Strafkolonie“ während eines zweiwöchigen Urlaubs in den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs im Oktober 1914. Wenige Wochen zuvor, am Tag der allgemeinen Mobilmachung, notiert der Autor in sein Tagebuch: „Jetzt bekomme ich den Lohn des Alleinseins.“ Während seine Generation auf die Schlachtfelder zieht und das große Sterben beginnt, nimmt er sich fest vor, zu schreiben, „es ist mein Kampf um die Selbstbehauptung.“ Die patriotischen Paraden, die durch Prag ziehen, widern ihn an. Er notiert: „Ich stehe dabei mit meinem bösen Blick. Diese Umzüge sind eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges.“ Seine

persönliche Situation ist für ihn nicht minder problematisch. Am 13. September notiert er: „Die Gedankengänge, die sich an den Krieg knüpfen, sind in der quälenden Art, mit der sie mich in den verschiedensten Richtungen zerfressen, ähnlich den alten Sorgen wegen Felice“, seiner Verlobten. Der Mensch und Schriftsteller Franz Kafka, „ein Einsiedler, ein wissender, vom Leben erschreckter Mensch“ (Milena Jesenská) kann nicht anders, als am Rand zu stehen und – statt sich ins Leben, in die Ehe, in den Krieg zu begeben – scharf zu beobachten und zu beschreiben. Darin ähnelt er seiner Figur des Forschungseisenden, der über viele Stunden der sich in allen Schattierungen der Qual hinziehenden Exekution mit wachsender Erregung und Abscheu zuschaut, ohne einzugreifen, und die Insel der Strafkolonie schließlich allein und fluchtartig mit dem Boot wieder verlässt.

Zuschauen heißt nicht unbeteiligt sein. Aus der Neurobiologie wissen wir, dass persönlich Erlebtes, Beobachtetes und auch nur von anderen Gehörtes in denselben Gehirnarealen gespeichert werden und in der Erinnerung kaum voneinander zu unterscheiden sind. Der Betrachter läßt sich mit dem Geschehen auf, als Zeuge wird er dessen Teil. Der Autor Kafka kann seinen Text nicht vor der Gewalt des Weltgeschehens schützen. Während er schreibt, schleichen sich die Ereignisse in seine Sätze. Das Blut der Schlachtfelder ergießt sich in die Buchstaben, bis die Buchstaben bluten. Als befänden wir uns jenseits der menschlichen Zivilisation, als gäbe es kein Papier mehr, keinen Umweg und Ausweg über Kunst und Literatur, wird der Mensch selbst beschrieben. Die Buchstabennadeln perforieren die Haut des Verurteilten, tätowieren ihn zu Tode. In der Strafkolonie sind die Wörter vernichtend, ist der Schreibvorgang tödlich. Wie ist es dazu gekommen?

Hier schreibt kein Mensch, sondern eine Maschine: ein batteriebetriebener Foltertisch, für den die gesamte archaische wie (damals) hochmoderne Technikwelt Pate gestanden haben mag, eine

Kreuzung aus Schreibmaschine und elektrischem Stuhl, aus nadelbestücktem Phonographen und landwirtschaftlichem Gerät, aus Fräsmaschinen- und Tätowierungspistolen, Kriegsgerät und Apparaturen aus psychiatrischen Heilanstalten wie Drehbeschleunigern und Elektroschockgeräten – ein „irrer Apparat“ (Kurt Tucholsky), eine Art Apparat der Apparate. Das Verfahren ist so primitiv wie ausgefeilt: Zwischen „Egge“ und „Bett“ wird der Verurteilte eingespannt und im Laufe von zwölf Stunden am ganzen Körper mit seinem Urteil beschrieben. Die Urteilsprüche sind weder aktuell noch individuell. Der alte Kommandant und Erfinder des Apparats hat ein Repertoire von ihnen eigenhändig in seiner schwer entzifferbaren Schrift verfasst und sie als Modelle zur Programmierung des „Zeichners“ hinterlassen. Der neue Kommandant erwägt die Methode abzuschaffen. Wird der Offizier und letzte Gefolgsmann des alten Kommandanten den kritischen Reisenden, der das Verfahren begutachten soll (wie ein NGO-, UNO-Beobachter oder Gesandter vom Roten Kreuz), von den angeblich herausragenden Qualitäten des Hinrichtungsapparats überzeugen können?

Obwohl der Apparat alt sei und Ersatzteile inzwischen schwer zu beschaffen seien, wie der Offizier beklagt, diene er höchsten Zielen: nicht der umständlich erscheinenden Bestrafung des Verurteilten, sondern dessen „Erlösung“: Wenn der Schuldige zu schwach sei, um zu schreien, und eine Schüssel „süßen Reisbreis“, in die sein Gesicht getaucht sei, verschlungen habe, beginne er sein Urteil zu verstehen. Dies sei ein so ergreifender Anblick, dass man sich am liebsten selbst in den Apparat legen wolle (was der Offizier zuletzt wahr machen würde). „Verstand“, schwärmt er, gehe noch „dem Blödesten auf.“ Im Augenblick der Erkenntnis aber stirbt er. Ein Leben in der Erkenntnis gibt es nicht. Die Macht, sei sie menschlicher oder übermenschlicher Natur, zwingt ihr Opfer in den Staub. Recht und Unrecht der Bestrafung, deren Maß und Maßlosigkeit werden nicht verhandelt.

Als Kind erlebte ich folgende Szene: Ein Nachbarsjunge stotterte und galt als Muttersöhnchen, was eine Reihe von „Strafaktionen“ zur Folge hatte. Einmal wurde er in einem der großen Gärten, die die Einfamilienhäuser unseres Wohnviertels umgaben, gefesselt, eine Wolldecke über seinen Kopf gelegt, auf die seine Peiniger urinierten. Anschließend wurde er in eine Hütte gezerrt, nackt ausgezogen, von den einen festgehalten und von den anderen mit Kugelschreiber am ganzen Leib besudelt. Das wimmernde und flehende Opfer sollte die Beschuldigungen gegen sich selbst aussprechen, was dem Stotternden in seiner Qual immer unmöglicher wurde. Zur Strafe und damit er seine Lektion nie wieder vergesse, wurde er am ganzen Körper mit Beleidigungen und Spottnamen bekritzelt. Von Grauen erfüllt, lief ich irgendwann davon. Aber ich erinnere mich auch an ein Gefühl von Lust. An den sich windenden, nackten Leib. Die vielen Hände, die sich an ihm zu schaffen machen. Das Schreien, Stöhnen, Wimmern, Lachen. Ein andermal schlug ihn ein älterer Junge mit dem Kopf mehrfach gegen einen Stein. Das Dach der Hütte, auf das er gezwungen wurde, ging in Flammen auf. Einer stieß ihn in eine Rosenhecke, aus der er sich nur unter dem Preis unzähliger blutender Kratzer befreien konnte. Ahnten die Erwachsenen etwas von den mörderischen Spielen ihrer Kinder, von unserer Gewalt und Grausamkeit, die sich wie Freiheit anfühlte? Keinem von uns fehlte es materiell auch nur am Geringsten. Woran fehlte es dann? Woran hatten wir im Überfluss? Was hätte uns Einhalt geboten? Hätten wir unser Treiben mit Handy oder Smartphone gefilmt, wäre es vermutlich früher oder später aufgefliegen. Meine Erinnerung teile ich bis heute mit keinem der damals Beteiligten; es gibt keine Dokumente, keine Bilder, nur uns und unsere einzelnen Wahrheiten, die wir nicht zusammensetzen.

Gewalt und Folter sind effektive Methoden, ein Verhältnis zwischen Peiniger und Gepeinigtem zu erzwingen und *Gedächtnis zu erzeugen* – einem Menschen eine Erfahrung einseitig und gegen dessen Willen

einzuschreiben. Wer Gewalt ausübt, will sich den anderen gewaltsam *einverleiben*. Nicht das Gehirn allein beherbergt das menschliche Gedächtnis, auch die Haut, die Genitalien, das Fleisch, die Augen, das Gehör erinnern sich, verlässlicher als der Verstand. Der Geist mag sich sträuben und ihm zu entfliehen suchen, der Körper bleibt der Folter schutzlos ausgeliefert und werde zu einer eigenen, „gefährlich autonomen“ Realität, und schließlich zum Gegner des Gefolterten, der den Qualen und der Zerbrechlichkeit seines Körpers mit aller Macht standzuhalten versuche, berichtet der spanisch-französische Autor, Widerstandskämpfer und Politiker Jorge Semprún. Über seine Foltererfahrung durch die Gestapo schreibt er: „Zweifellos ist es immer besser zu wissen, woran man sich zu halten, was man zu erwarten hat. Es ist zweifellos besser zu wissen, sich keine Illusionen zu machen. Aber es löst nicht das Wesentliche, denn der Körper weiß es nicht. Der Körper kann nicht die antizipierte, die *a priori-Erfahrung* der Folter haben. Sogar der Körper, der Hunger, Elend gekannt hat, hat diese Erfahrung nicht, kann diese Erfahrung nicht fleischlich vorwegnehmen: die Folter ist unvorhersehbar, unvorhersagbar in ihren Auswirkungen, ihren Verheerungen, ihren Folgen für die körperliche Identität.“ Die Zersplitterung von Körper, Geist und Seele müssen viele Gewaltopfer ein Leben lang aufrechterhalten, um an der Gesamtheit ihrer Erfahrung nicht zu zerbrechen.

Wort. Gewalt.

In der Strafkolonie wird die Haut zum Träger einer tödlichen Botschaft, die der Verurteilte nicht anders erfährt als durch gezielten Schmerz. Das Urteil wird nicht verkündet und nicht verlesen, sondern vollzogen. Als Alphabet des Todes wird es dem Verurteilten eintätowiert. Kafka schildert weniger den Vorgang einer Folter, als vielmehr den eines grausam vollstreckten Mordes, denn das Opfer ist kein Verschwörer oder

Geheimnisträger, die Prozedur dient nicht der Erpressung von Informationen und Namen, sondern allein der Hinrichtung und Entmenschlichung eines Wehrlosen, die zugleich *eine Hinrichtung und Entmenschlichung der Sprache* ist: Im totalitären System der Strafkolonie mutieren die wichtigsten Kulturleistungen zur Barbarei, das Wort zum Todesurteil, die Schrift zur Folter. Das Schreibgerät wird, von seiner ursprünglichen Bestimmung als kreatives Werkzeug losgelöst, zur tödlichen Waffe. Richtet sich eine großartige Erfindung gegen ihren schwächelnden, zurückgebliebenen Erfinder? Kehrt sich die Kunst gegen das Leben? Unterliegt der „antiquierte Mensch“ der technischen Entwicklung, wie Günther Anders schreibt: „Frei sind die Dinge, unfrei ist der Mensch?“ Doch Dinge lassen sich nicht schuldigsprechen.

Um die Schrift trotz Blutung leserlich zu halten, wird der Schreibvorgang permanent von einer Waschung begleitet. In der Strafkolonie werden auch die zivilisatorischen Errungenschaften wie Sauberkeit und Hygiene zur zynischen Farce. Der Offizier erklärt dem Reisenden die Funktionsweise der Nadeln: „Jede lange hat eine kurze neben sich. Die lange schreibt nämlich, und die kurze spritzt Wasser aus, um das Blut abzuwaschen und die Schrift immer klar zu erhalten.“ Kein Folterhandwerk ohne medizinische Versorgung – diese ist sogar Voraussetzung für deren Erfolg. Vor jedem neuen Durchgang werden die blutenden Buchstaben mit einer speziell dafür präparierten Watte abgetupft und die wunden Stellen zu neuer Vertiefung der Schrift vorbereitet. Für Außenstehende bleibt das Gekritzel unverständlich, wie der Offizier einräumt. Der Betroffene aber erfährt es *physisch*: „Sie haben gesehen, es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden.“ Wunden sind nicht austausch- und nicht mitteilbar. In ihnen liegt vollkommene Einsamkeit.

Die (vom Despoten instrumentalisierten) Buchstaben sind alles, nichts ist der Mensch. Seine Stimme ist ausgeschaltet. Ein ekelregender Filzstumpf, in den andere Todeskandidaten zuvor gebissen haben und der seit Jahren nicht mehr ausgetauscht wurde, dringt in den Mund des Verurteilten, um ihn „am Schreien und am Zerbeißen der Zunge zu hindern.“ Der Peiniger spricht, während der Gepeinigte stumm empfängt. Es ist eine ausufernde, alles verschlingende, alles auslöschende Rede, auch wenn sie nur wenige Wörter umfasst, bleibt zuletzt kein Millimeter des Körpers von ihr frei. Das Urteil (ein autoritärer Allgemeinplatz: „Ehre deinen Vorgesetzten“) zerstört, ja ersetzt die Haut – und lässt an Ovids enthäuteten Marsyas denken. Anstelle des größten und vielseitigsten Organs des Menschen, das ihn schützend umhüllt und gegen die Außenwelt abgrenzt, tritt eine körperumspannende Zeichnung, treten Buchstaben. Was aber besagen sie, was bezwecken sie, oder sind sie nichts als Brimborium, zynischer Schnickschnack? Der Offizier, dem Kafka Züge eines Schmierenkomödianten verleiht, der sich am Schauspiel schrankenloser Machtausübung berauscht, schmeißt sich vor dem Reisenden in die Brust und schwadroniert: „Es darf natürlich keine einfache Schrift sein; sie soll ja nicht sofort töten [...]. Es müssen also viele, viele Zierraten die eigentliche Schrift umgeben; die wirkliche Schrift umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt.“ Haben wir es mit Schrift oder mit Ornament zu tun? Mit Bedeutung oder Oberfläche? Ein Todgeweihter wird systematisch besudelt. Warum suchen wir Menschen noch im letzten Gekritzeln nach einem Sinn?

Franz Kafka war ein passionierter Theatergänger. In seiner Erzählung „In der Strafkolonie“ kommt der Schaulust eine zentrale Rolle zu. Zur Exekution gehören Zuschauer, die das Geschehen bezeugen und begaffen. Unter dem Vorwand, den Strafvollzug zu überwachen, den der Offizier offen ein „Spiel“ nennt, wird der Schreibprozess durch eine Glasscheibe beobachtet, unter der der Verurteilte wie ein Präparat unter

dem Mikroskop liegt, Blicken ausgeliefert wie auf dem Seziertisch oder einem modernen Monitor. Der Offizier ermuntert seinen Besucher, sich alles aus der Nähe genau anzuschauen: „Um es nun jedem zu ermöglichen, die Ausführung des Urteils zu überprüfen, wurde die Egge aus Glas gemacht. Es hat einige technische Schwierigkeiten verursacht, die Nadeln darin zu befestigen, es ist aber nach vielen Versuchen gelungen [...]. Und nun kann jeder durch das Glas sehen, wie sich die Inschrift im Körper vollzieht. Wollen sie nicht näher kommen und sich die Nadeln ansehen?“ Die neuen Technologien haben die Welt schrumpfen lassen. Auf unseren Monitoren zoomen wir die entlegensten Schicksale zu uns heran. Je näher wir als Beobachter kommen, desto deutlicher wird die Kluft zu denen, die am eigenen Leib erfahren, was wir von außen „durch das Glas“ geschützt nur sehen.

In den Konzentrationslagern des NS-Regimes wurden Menschen zu namenlosen Nummern gemacht, die man ihnen in die Haut tätowierte. In den Vernichtungslagern Auschwitz-Birkenau geschah dies mit Tätowierstempeln, deren grobe Nadeln in die Brust, später in den linken Unterarm der Gefangenen gepresst wurden, in die Wunden wurde Tinte gerieben. Freunde und Verwandte Kafkas, darunter seine drei Schwestern mit ihren Angehörigen, wurden Opfer der Shoa. Dreißig Jahre nach seiner Erzählung um einen folternden Hinrichtungsapparat sterben sie in den Ghettos und Lagern der Nationalsozialisten. Kafkas Schriftstellerkollegin und Freundin Milena Jesenská stirbt am 17. Mai 1944 im Konzentrationslager Ravensbrück. Die Spuren seiner Schwestern Valerie (Valli) und Gabriele (Elli) verlieren sich im Ghetto von Lodz. Otilie (Ottla) wird nach Theresienstadt deportiert und stirbt im Oktober 1943 den Gastod in Auschwitz. In Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie“ wird menschliche Haut anstelle von Papier beschrieben. Verliert die Sprache auf der Schwelle zu Auschwitz ihren metaphorischen Sinn? Kafkas Erzählung steht nicht länger auf Papier, sie ist furchtbare Wirklichkeit.

„In der Strafkolonie“ erschien im Mai 1919 als wertvoller Drugulin-Druck bei Kurt Wolff in München, als einer der wenigen Texte, die Kafka selbst publizierte. Das Buch war unter den Nationalsozialisten verboten – genauso wie die Bücher des verfemten Journalisten und Autors Kurt Tucholsky, der die Erzählung damals als einziger ausführlich und positiv rezensierte. In der „Weltbühne“ schreibt er 1920: „Dieses schmale Buch (...) ist eine Meisterleistung. (...) Die Macht hat hier keine Schranken. (...) Nicht daran scheitert die Qual, dass etwa eine ganze Gesellschaft, die Ordnung, der Staat empört aufstünden, sie zu hindern – nein, die Ersatzteile der Maschine sind nicht in Ordnung, und der neue Kommandant der Strafkolonie ist, im Gegensatz zum alten, ein Modernist und unterstützt den Maschinenoffizier und sein Folterwerk nicht so recht, aber er duldet es doch auch.“ Müssen erst die Maschinen streiken, damit Menschen sich besinnen?

In den Gefängnissen und Todeslagern sind es gerade die *Worte, Namen, Buchstaben*, an die sich die Menschen klammern, mehr als ans lebenswichtige Brot. Worte vermögen die Mauern und Todeszäune zu überwinden. Es sind die wenigen, der Zensur unterliegenden Briefe, die Milena Jesenská mit ihrem Vater, ihrer Tochter und ihrem Ehemann wechseln kann, die ihre Hoffnung am Leben erhalten, „ich habe nichts anderes.“ Nichts anderes, nur Worte – welch notwendiger, unverzichtbarer Schatz! Milena Jesenská sollen hier die letzten Zeilen gehören; sie stammen aus ihrem Nachruf auf ihren Freund Franz Kafka, der wenige Tage nach seinem Tod am 3. Juni 1924 in der tschechischen Tageszeitung *Národní Listy* erschien: „Er war scheu, ängstlich, sanft und gut, aber die Bücher, die er schrieb, waren grausam und schmerzhaft. Er sah die Welt voll von unsichtbaren Dämonen, die den schutzlosen Menschen bekämpfen und vernichten. Er war zu klarsichtig, zu weise, um leben zu können, und zu schwach, um zu kämpfen; aber das war die Schwachheit der edlen, schönen Menschen, die zum Kampf gegen die

Angst, gegen Missverständnisse, Lieblosigkeit und geistig Unwahres nicht fähig sind, die von vorneherein um ihre Ohnmacht wissen, sich unterwerfen und so den Sieger beschämen.“

Quellen

Franz Kafka: „In der Strafkolonie. Eine Geschichte aus dem Jahr 1914“ mit Quellen, Abbildungen, Materialien und Anmerkungen von Klaus Wagenbach; Wagenbach 1975

Jorge Semprún „Überlebensübungen“ Suhrkamp 2013

Günther Anders: „Die Antiquiertheit des Menschen“ C. H. Beck 1956

Alena Wagnerová: „Die Familie Kafka aus Prag“ Fischer Taschenbuch 2001

Milena Jesenská: „Briefe aus dem Gefängnis“, Neue Rundschau 2015

Milena Jesenská: „Nachruf. Zum Tode Dr. Franz Kafkas“ Forum, Wien 1962

Kurt Tucholsky/Peter Panther: „In der Strafkolonie“, Die Weltbühne, Juni 1920